

Prof. Dr. Alfred Toth

Die rememorative Zeichenfunktion

1. Meier-Oeser (1997, S. 20 ff.) ist es zu verdanken, die rememorative (re-excitative) Zeichenfunktion von Augustin wieder ins Bewusstsein der Semiotik gebracht zu haben. Ich denke mir, von diesem Konzept her ergeben sich weitgehende Bezugspunkte zur Kognitionsforschung. Sehr vereinfacht gesagt, geht es darum, dass das Objekt der Referenz vom Konzept dieses Objektes zu unterscheiden ist. Diese Unterscheidung ist natürlich bereits vor-augustinisch und darauf beruht, wie man weiss, gerade die Unterscheidung von Objekt- und Interpretantenbezug bei Peirce und vielen anderen Theoretikern des semiotischen Dreiecks. Allerdings geht es hier um mehr als die Unterscheidung eines Objektes und seinem „kognitivem“ Abbild, nämlich darum, dass jemand zuerst eine Art von Stereotyp besitzen muss, das es ihm ermöglicht, ein Glas als Glas, eine Tasse als Tasse, eine Schüssel als Schüssel usw. wahrzunehmen. Wie ich in Toth (2008) ausgeführt hatte, dürfte dieses Stereotyp auf einer präsemiotischen Triade beruhen, mit deren Hilfe wir alles, was wir perzipieren, sogleich in Form, Gestalt und Funktion einteilen. So können wir etwa von der Form her einen Glasquader und eine Tasse (mit Öffnung) unterscheiden, von der Gestalt her zwischen Glas und Tasse (wegen des bekannten Henkelproblems) differenzieren, und von der Funktion über die Verwendung der drei „Behältnisse“ zu einem bestimmten Zweck abschätzen. Diese Stereotypen bewirken nun die rememorative Zeichenfunktion, denn jedes Mal, wenn ein „ähnliches“ Objekt perzipiert wird, wird abgecheckt, ob es (eher) ein Glas, eine Tasse und oder eine Schüssel ist. Kurz gesagt: Das Konzept eines Objektes ist nicht nur ein substitutives und referentielles Zeichen für dieses Objekt, sondern auch ein rememoratives Zeichen, um ein neues Objekt überhaupt als etwas zu erkennen. Denken ist Erinnerung, und Erinnerung ist stereotypengesteuerte Rememoration.

2. Gegeben sei eine Menge von „ähnlichen“ Objekten:

$$\Omega_j = \{\Omega_1, \Omega_2, \Omega_3, \dots, \Omega_n\}$$

Ein Objekt, das durch ein Zeichen substituiert wird, ist nun natürlich nichts anderes als die „Meta-Objektivierung“ (Bense 1967, S. 9).

$\Omega_i \rightarrow ZR_i$.

Taucht nun ein „ähnliches Objekt“ Ω_j auf mit

$\Omega_j \sim \Omega_i$,

dann gilt

$\Omega_j \in \{\Omega_1, \Omega_2, \Omega_3, \dots, \Omega_n\}$

und somit

$\Omega_j \rightarrow ZR_i$,

d.h. Ω_i und Ω_j werden durch das selbe Zeichen ZR_i substituiert. ZR_i besitzt somit als Klasse von Zeichen jene „Polyaffinität“, von der Bense (1983, S. 45) sprach und die es ihm erlaubt, neben der eineindeutigen Substitution von Zeichen (etwa beim Objekt Mond) auch stereotypengesteuerte Rememoration zu leisten (insofern die Klasse der Zeichen ähnliche Zeichen enthält, d.h. Äquivalenzklassen, deren Repräsentaten möglichst typisch gewählt werden, d.h. das Glas z.B. möglichst hoch, die Tasse mit auffälligem Henkel und die Schüssel möglichst weit/tief gebauht). Das bedeutet aber, dass ein „ähnliches“ Objekt qua präsemiotisch erkannter Ähnlichkeit, d.h. Zugehörigkeit zu einer Äquivalenzklasse von Objekten, die Zeichenklasse weitgehend bestimmt, durch die es nach der Semiose klassifiziert wird.

Bibliographie

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Das Universum der Zeichen. Baden-Baden 1983

Meier-Oeser, Stephan, Die Spur des Zeichens. Berlin 1997

Toth, Alfred, Semiotics and Pre-Semiotics. 2 Bde. Klagenfurt 2008

26.01.2010